

(Nachdruck verboten.)

Chelente Strouhal.

12] Erzählung von M. A. Simáček.

Deutsch von Franta Hajek.

(Schluß.)

Strouhals Rechte zerrte wieder an seinem Bart. Sein Atem war schwer und die Art, wie die mächtige Brust sich hob und senkte, ließ einen schweren Kampf in seinem Innern schließen. Es war ein ganzes Meer von widerstreitenden Gefühlen, das seine Seele aufwühlte. Sein Mannesstolz kämpfte mit der Freude, die er darüber empfand, daß sein heißester Wunsch nun in Erfüllung gehen sollte. Den Zorn gegen das eigensinnige Weib dämpfte die zarte Rücksicht auf die Mutter seines Kindes. Seine angeborene Festigkeit wurde gewaltsam durch die Sorge verdrängt, was nun aus seiner Frau werden sollte, was aus dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt, wenn er sie gehen läßt, in das Elend hinaus, in die Not und den unansprechlichen Mangel. In seiner Brust begann sich auch eine Stimme zu regen, die ihm sagte, daß die Festigkeit, mit der seine Frau auf ihren Forderungen bestand, doch etwas mehr sein dürfte, als eine bloße Weiberlaune und Eigensinn. Er wußte dem zwar keinen Namen zu geben, aber unwillkürlich empfand er eine gewisse Achtung vor diesem Charakter. Und dann — je mehr er sie so ansah, desto heftiger wurde sein Verlangen, den Mund, der ihm eine so frohe Botschaft verkündet hatte, mit heißen Küssen zu bedecken.

Dahin war mit einem Male sein Stolz, sein Zorn und seine Festigkeit. Er ließ ihre Hand, die er immer noch festhielt, fahren, und sich liebevoll zu seiner Frau neigend, küßte er sie auf die Lippen.

„Gleich will ich gehen, gedulde Dich nur ein Weilchen noch. Und setze Dich zu mir her!“ Er zog sie zärtlich an sich. „Warum hast Du es mir nicht gleich gesagt? Es brauchte zu all' dem nicht zu kommen . . .“ bemerkte er weich, wie zur Entschuldigung.

„Und warum hast Du für mich bei der Nehak abgesetzt?“

„Das weißt Du ganz gut, warum. Ich wollte doch nicht, daß meine Frau, die Frau des Oberheizers, sich wie eine Tagelöhnerin für ein paar Kreuzer schändet.“

„Es ist ja bloß für die Kinder! Aber jetzt läßt Du mich schon, nicht wahr?“

Strouhal lag schon wieder ein energisches „Nein“ auf der Zunge, aber nach einem kurzen Schweigen erwiderte er: „Ja, ich lasse Dich.“

Aber in seinem Innern war es doch nicht still und friedlich. Ein neuer Kampf begann, aber ein anderer, als der frühere. Er begann zu überlegen, wie er es anstellen sollte, um dem Begehren seiner Frau zu willfahren, ohne seinen eigenen Standpunkt aufzugeben. Sie belehren oder überreden zu wollen, wäre eine vergebliche Mühe gewesen, das wußte er schon zur Genüge. Sie in die Fabrik mitzunehmen, wäre noch schlimmer gewesen. Das Bild der alten kranken Gladil stand vor seinen Augen. Gleichzeitig kam ihm der Gedanke, wie es dem armen Weibe gehen möchte, und er mußte unwillkürlich an den Ausspruch des Arztes denken, daß sie den Frühling kaum noch erleben würde.

Der Arzt! In Strouhals Kopfe begannen die Gedanken sich zu kreuzen.

„An was denkst Du?“ fragte die Frau.

Strouhal gab keine Antwort. Dann sprang er plötzlich empor und bemerkte:

„Warte nur einen Augenblick, ich komme sofort wieder.“

Die Frau blickte ihn verwundert an, als er eilig den Rock anzog und die Tür aufschloß.

„Gehst Du zu Nehaks?“

„Ja.“

„Da brauchst Du Dich doch nicht anzuziehen?“

„Ich habe noch einen Gang.“

„In die Fabrik?“

„Nein, doch gedulde Dich nur, sollst es gleich erfahren.“

Und schon war er draußen.

Sie blickte ihm durch das Fenster nach, und sah, wie er

direkt auf das Haus des Doktors zuschritt. Sich der müßigen Neugierde hinzugeben, war nicht die Art dieser Frau. Auch nicht, daß sie sich die Unterredung mit ihrem Mann nochmals vergegenwärtigt hätte, wie es die meisten Frauen in einer solchen Lage thun würden; alles das zog nur noch wie ein Traum an ihr vorüber. Sie empfand wohl die Wirkung, grübelte ihr aber nicht weiter nach, dazu hatte sie kaum Zeit, denn sie sah schon Arbeit in Hülle und Fülle, die ihrer harzte. Es that ihr wohl, zu wissen, daß sie sich ihr nun sorglos hingeben konnte, ungestört, ungehindert und ohne vor der Zukunft erzittern zu müssen. Das machte sie glücklich, das erwärmte. Von irgend einer Freude über den über ihren Mann errungenen Sieg war bei ihr keine Spur. Nur darüber war sie froh, daß er den unvernünftigen Hochmut hatte, fahren lassen, und sie ungehindert für ihre Kinder arbeiten dürfte.

Sie begann die Stube aufzuräumen. Es that auch Not, den Fußboden bedecken noch die Scherben des zerbrochenen Geschirrs. Wie Strouhal nur so jähzornig sein konnte! Wenn jetzt jemand herein käme, was müßte er nur denken!

„Bleiben wir hier, Mutter!“ frag Dartscha.

„Kann ich mich wieder ausziehen?“ meldete sich gleich darauf Befuscha.

„Wartet noch, bis der Vater zurückkommt,“ gab die Mutter zur Antwort, ohne in ihrer Arbeit innezuhalten.

Es dauerte etwa eine halbe Stunde, als Strouhal endlich zurückkam. In der Stube war bereits alles aufgeräumt, und nichts deutete mehr darauf hin, wie es noch vor einer Weile hier ausgesehen, auch die letzte Spur war verschwunden. Strouhal sah sich freudig um.

„Warst Du bei Nehaks?“ empfing ihn die Frau, indem sie ihn fragend anblickte. Nicht ohne stille Verwunderung nahm sie wahr, daß das ganze Gesicht des Mannes vor Freude förmlich strahlte.

„Nein, noch nicht,“ beantwortete Strouhal ihre Frage.

„Ich weiß etwas Besseres für Dich, als im Schloß zu schwärmen.“

Voll Ungeduld wartete Strouhal, daß die überraschte Frau nun fragen würde, was es sei. Aber sie sah ihm nur gespannt ins Gesicht und schwieg. So mußte er also selbst fortfahren, indem er beiläufig fragte:

„Du hast doch die Frau Bernard gekannt, die hier nicht weit von uns gewohnt hat?“

„Sie ist gestorben, ich weiß es. Gladil hat es mir erzählt, als er mich in Truchlin aufsuchte.“

„Ihr Heimwesen kennst Du auch?“

„Wie soll ich denn nicht?“

„Der Doktor hat es geerbt.“

„Was weiter?“

„Du weißt, daß er ledig ist und kaum noch heiraten wird. Er hat das Heimwesen verpachtet.“

„An wen?“

„An mich.“

„Fünfzehn Joch Acker?“

„Und fünf Joch Wiesen.“

„Zwei Stübe?“

„Drei.“

Die Verwunderung der Frau wuchs.

„Und was damit?“

„Für Dich . . . Dir sind meine fünf Joch und die Baracke zu wenig, darum willst Du immer bei den Fremden in Arbeit gehen.“ Strouhal lächelte glücklich.

Seine Frau begann zu begreifen.

„Und wann hast Du es gepachtet?“

„Soeben.“

„Im Ernst?“

„Ja, glaubst Du mir denn nicht?“

„Und ich gehe dennoch ins Schloß arbeiten!“

„Warum?“

„Wie sollte ich sonst etwas für meine Kinder verdienen?“

Es bleibt mir sonst keine Zeit dazu übrig.“

Strouhal war auf eine solche Einwendung schon gefaßt und vorbereitet.

„Nun gut, dann muß ich mir eine Schafferin halten.“

Ich selbst kann mich darum natürlich nicht kümmern. Du kannst meinetwegen ins Schloß gehen, und im Sommer, wo Du sonst hin willst, Arbeit findest Du schon genug.“

Dieser Bescheid kam der Frau überraschend.

„Und wen gedenkst Du als Schafferin zu nehmen?“

„Wen? Vielleicht die alte Wzakota. Die wird wohl froh sein, für sich und ihre vier Kinder ein Unterkommen zu finden.“

„Und Du würdest das im Ernst thun?“

„Ja, was bleibt mir sonst übrig, nachdem ich das Aushalten gepachtet habe. Der Doktor ist soeben schon zum Notar gegangen.“

Strouhal sagte alles ruhig und mit Entschiedenheit. Dann verstummte er und begann nachdenklich in der Stube hin und her zu gehen. Seine Frau fragte nichts mehr. Sie saß auf der Bank und grübelte. Nach einer geraumen Weile hob sie den Kopf und sagte:

„Höre Strouhal! Dir wird es wohl gleich sein, ob es die Wzakota ist oder eine andere?“

„Natürlich, ganz gleich.“

„Dann kümtest Du — mich als Schafferin einstellen!“

„Wenn Du mit dem zufrieden bist, was ich einer andern geben kann, warum nicht?“

„Ja bin es!“

Mit diesem Gespräch, das sich genau in dem Tone bewegte, der zwischen einem Arbeitgeber und einem Arbeitnehmer üblich sein mag, wenn sie einen Arbeitsvertrag vereinbaren, wurde der Zwist zwischen den beiden Eheleuten endgültig beendet. Beide Gatten feierten einen Sieg. Eine Niederlage hätte keines von beiden betragen. Sie setzten sich nun zusammen und die Kinder um sie herum. Sie hatten sich nun viel zu erzählen und erzählten lange. Die Kinder waren dem Einschlafen nahe.

Die Mutter entkleidete sie und legte sie in Vaters Bett. Gewiß waren es schöne Träume, die ihnen den Schlummer verjagten, daß sie so glücklich lächelten! . . .

Daraufhin setzte sich die Frau wieder zu ihrem Gatten, und beide wußten kaum, wie es so gekommen, daß sie sich mit einem Male fest umschlungen hielten. Nach so langer, langer Zeit wurde es auch bei ihnen licht und sonnig, und geirrt durften sie hoffen, daß die düstere Wolke, die so lange ihre Häuslichkeit verdunkelt hatte, für immer verzogen war . . .

Ohne eine Trübung sollte jedoch der schöne Tag nicht enden. Als sie so neben einander im traulichen Gespräch saßen, stürzte die Nachbarin plötzlich zu ihnen in die Stube herein und berichtete ganz verstört, daß die alte Gladit, die Frau des Heizers, kaum daß sie nach Hause gekommen, von einem Blutsturz betroffen sei und nun in den letzten Tagen liege.

Strouhal schaute seine Frau mit einem wehmütigen Blick an, der ihr zu sagen schien: „Siehst Du?“ Die Frau verstand den Blick und senkte den Kopf. Er strich ihr mit seiner Hand über den Scheitel und sagte weich:

„Kommt, wir wollen hingehen!“

Beide standen auf und gingen. Vorher hatten sie noch die Nachbarin, daß sie auf die Kinder sehen möchte. Das war jedoch kaum nötig, denn sie schliefen alle wie die Murren und dachten einstweilen noch gar nicht daran, aufzuwachen.

Gladits Häuschen war am anderen Ende des Dorfes. Als sie hin kamen, war die arme Frau nicht mehr am Leben. Ihre Leiche lag auf der Erde und war mit einem Leintuch zugebedt. Gladit selbst saß am Tisch und stützte den Kopf in seine Hände. Er hatte die Tote selbst entkleidet, gewaschen und hingebeudet. Die Tochter und beide Söhne waren in der Fabrik. Vielleicht wußten sie es noch nicht, daß diejenige, die sie geboren, nicht mehr am Leben sei, vielleicht dachten sie nicht einmal daran, daß sie überhaupt krank war. Der Vater hatte ihnen keine Nachricht zukommen lassen.

Als die Eheleute Strouhal eintraten, nickte er nur mit dem Kopfe und sagte: „Nun hat die Arme ihre Ruhe, nach der sie verlangte!“ Dann fügte er bei: „Das ist hübsch von Euch, daß Ihr gekommen seid, sie nochmals zu sehen.“ Daraufhin stützte er wieder den Kopf in die Hände und kämpfte mit dem ihn überwältigenden Schlummer. Hatte er doch die ganze Nacht gearbeitet, und abends mußte er wieder in die Fabrik.

Strouhals Frau kniete neben der Leiche nieder und hob das Leintuch von dem Gesicht der Toten. Jetzt erst konnte man es deutlich wahrnehmen, wie elend die Tote aussah. Die Nase und das Kinn spitz, die Augen tief eingefallen. Der Mund stand offen, und auf den Zähnen und Lippen sah man noch Spuren des nun getrockneten Blutes. Die Hände lagen kreuzweise über der Brust.

Die Frau faltete ihre Hände. Sie mußte in diesem Augenblick an sich selbst denken. Im Angesichte dieses Leichnam hatte sie die Vorstellung, daß sie es selbst sei, die abgeheht und von der Arbeit erschöpft, verlassen in Truchlin dahinsterbe. Wie die Kinder um sie herum knien und herzbrechend weinen und klagen: „Mutterl, liebes Mutterl, wach auf und komme zum Vater, dort wirst Du genesen!“ Sie erbeute bei dieser Vorstellung. Dann erinnerte sie sich, daß ihre Kinder zu Hause schliefen und daß sie selbst mit Strouhal hergekommen und mit ihm wieder von hier fort gehen würde, nicht nach Truchlin, sondern in ihr liebes Stübchen. Sie trocknete ihre Thränen, segnete die Tote, und sie mit dem Leintuch wieder zudeckend, stand sie auf. Dann blickte sie zu ihrem Manne auf und bemerkte, daß er die ganze Zeit von ihr kein Auge gewendet hatte. Sie senkte den Kopf. Gewiß waren es dieselben Gedanken, die auch ihn beschäftigt hatten.

„Wann ist das Begräbniß?“ fragte Strouhal.

„Übermorgen. Gleichzeitig mit Styblit.“

„Ach ja, der arme Styblit“, erinnerte sich der Oberheizer seufzend. „Den hätte ich jetzt beinahe vergessen. Es war etwas zu viel, was alles heute auf mich eingestürzt kam. — Braucht Ihr Geld, Gladit?“ fragte Strouhal nach einer Weile, als wollte er dem Gespräch und seinen Gedanken eine andere Richtung geben.

„Ja danke, Strouhal! Umsonst hat sich die Selige nicht geplagt. Die Begräbniskosten hat sie sich selbst gespart. Aber bei Styblit thut Hilfe not. Dort haben sie keinen Kreuzer. Das Weib beschimpft den Toten noch jetzt nach seinem schrecklichen Ende, und die Kinder weinen vor Hunger. Dort könnt Ihr helfen. Wenn ich nachher in die Fabrik gehe, will ich auch etwas mitnehmen.“

„Was? Ihr geht in die Fabrik? Heute?“

„Ja, gewiß. Was soll ich auch hier. Die Selige kann ich doch nicht mehr zum Leben zurückrufen, und wenn sie sprechen könnte, würde sie mich selbst schaden . . . Jetzt werde ich immer allein gehen müssen!“ bemerkte er nach einer Weile betrübt.

Nach all' den mächtigen Eindrücken des Tages fand der Oberheizer in diesem Augenblick kein Wort des Vorwurfes für den Mann. Er blickte ihn nur mitteilend an und drückte ihm mit aufrichtiger Teilnahme schweigend die Hand.

Dann wandte er sich zu seiner Frau und beide verließen die Stube.

„Hast Du gesehen?“ fragte sie unterwegs. Sie schaute zu ihm empor und ihre Blicke waren des Dankes und der Dankbarkeit voll.

Wochen und Monate sind vergangen. Strouhals Frau steht im Hofe der gepachteten Wirtschaft und streut aus der vollen Schürze das Futter den Hühnern, die sie mit frischer Stimme zusammenruft. Tonik und Betuschka stehen neben ihr, während nicht weit von ihnen das kleine Marielchen herumhüpfelt. Auf der Schwelle vor der Hausthür sitzt Bartscha und hält einen munteren, strampelnden kleinen Buben auf dem Schoß. Es ist ein friedlicher Sommerabend. Da knarrt mit einem Male die Thür am Hofzaun und Strouhal tritt ein. Er kommt aus der Fabrik. Fröhlich blickt er zu seiner Frau hin und ruft: „Glad auf, Schafferin!“ Dann wendet er sich dem jauchzenden und strampelnden Büchschken zu, das alle Anstrengungen macht, um sich der schühenden Hand des Schwesterchens zu entwinden. Der Oberheizer faßt ihn behutsam unter die kleinen Armechen und hebt ihn hoch über sich und sagt im Tone eines heiteren, glücklichen Menschen:

„Kommt zum Vater, Du mein kleines, süßes Schafferchen!“ —

Sonntagsplauderei.

Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung hat soeben einen socialdemokratischen Angriff auf Kultur, Kunst und Menschenvürde ruhmvoll zurückgeschlagen. Die kommunale Nothe der Noten forderte nichts weniger als eine Schonzeit für Kinder. Die Absicht dieser Forderungen war klar: man wollte verhindern, daß die Kinder sich frühzeitig an harte Arbeit gewöhnen und es auf die Weise in der Welt zu etwas Stattlichem und Glänzendem bringen könnten; denn es ist kein Zweifel, daß Kinder, die mit drei Jahren bereits Zeitungen austragen, wenn sie nicht gleich nach Abraham Lincoln Muster-Präsidenten der Vereinigten Staaten werden, so doch zum mindesten, wie Fritz Goldschmidt zum Brauereidirektor und Höherer militärischer Charge

emporkriegen. Hat man aber erst, so kalluliert die Socialdemokratie, die Kinder durch Arbeitsentziehung um die Möglichkeit gebracht, vorwärts zu kommen, so werden sie um so widerstandsloser später der revolutionären Verführung zum Opfer fallen.

Ebenso war das geplante, aber allmählicher Weise verhinderte Attentat auf die Kunst, das durch das gewünschte Verbot theatralischer Schaustellungen von Kindern verhindert wurde, ein wohlüberlegtes, tendenziöses Parteimaneuvre. Die Kunst erfreut des Menschen Herz, sie erzeugt nicht nur das Wahre, Gute und Schöne, sondern auch jene Zufriedenheit und Binnlichlosigkeit, die in einem geordneten Staatswesen stets belohnt wird. Das soll aber nicht sein, und darum soll die Kunst verhindert werden, indem man die Ausübung von Kinderrollen verbietet. Daß sich der socialdemokratische Haß insbesondere gegen Schillers „Don Carlos“ richtete — das Stück ist unmöglich ohne die dreijährige Infantin, die doch schlechterdings selbst auf einem Hoftheater nicht von einem Unteroffizier gespielt werden kann — ist sehr begreiflich. Man empfindet das Wort des Marquis Rosa, eines fast ebenbürtigen, nicht nur bluts, sondern auch seelenverwandten Ahnen unseres Staatssekretärs des Innern: „Geben Sie Gedankenfreiheit“ als gefährlich für diese Partei des Terrorismus und der Unterdrückung. Keine Gedankenfreiheit, kein Don Carlos, keine Infantin und darum keine Schaustellung von Kindern — das ist die nichtswürdige Folgerichtigkeit der Heger und Agitatoren!

Wir erkennen ohne weiteres an, daß die Berliner Stadtverordneten-Versammlung die demonstrativen, von schändlicher Parteilichkeit eingeebneten socialdemokratischen Anträge mit gebührender Energie zurückgewiesen hat. Dennoch können wir auch der Mehrheit den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nicht ganz frei von socialistischer Anstrichelung ist. Die Mitglieder werden nicht eher völlig seuchenfrei werden, bis sie nicht das schöne Auerbieten des Geheimrats Spinola annehmen, und einige Monate zur Gesundung Freibetten seiner Charité beziehen. Alsdann werden sie einsehen, daß die Kinder nicht zu viel, sondern zu wenig beschäftigt werden. Die Kinder sind heute noch vielfach ein totes Kapital. Schon der alte englische Dichter Swift hat auf die volkswirtschaftliche Bedeutung der Babys hingewiesen, die ein ebenso billiges wie schmachhaftes Volksmittel abgeben könnten. So weit können wir nun heute, schon wegen unserer dem Jahrhundertwechsel schuldbigen Humanität, nicht gehen, immerhin dürfte die Einführung obligatorischer Kinderarbeit von der Geburt an eine durchaus zweckmäßige und durchführbare Forderung sein. Schwierigkeiten mag ja die Ausbeutung der Arbeitskraft des Säuglings machen. Es können leider nicht alle Kinder im ersten Lebensjahr zum Regieren von Gottes Gnaden unter mütterlicher Vormundschaft verwendet werden. Wohl aber kann man von den Fortschritten der Technik erwarten, daß demnächst eine Vorrichtung erfunden werde, mittels deren die im Strampeln der Säuglinge produzierte Kraftleistung zur Bewegung von Nähmaschinen verwendbar wird.

Vom zweiten Jahre ist es dann leicht, die angemessene harte Thätigkeit zu finden. Die unglöse, volkswirtschaftlich unproduktive, und Geist und Gemüt verderbende Spielsucht der Kinder muß in Dienst der Industrie, des Handels und Verkehrs fruchtbarere Verwendung finden. Ist es nicht schließlich für ein Kind eine edlere Beschäftigung, statt im übermäßigen Spiel die Treppe hinunterzufallen und das Genie sich zu brechen, an irgend einer Verwerbskrankheit im Dienste der allgemeinen Wohlfahrt zu verenden? Selbstverständlich ist auch der Schulunterricht eine zinslose Spielerei. Die Generation wird dadurch verweichlicht und ihrem Verne entfremdet, unter der Führung hochherziger und hochintelligenter Unternehmer volkswirtschaftliche Werte zu schaffen. Gerade die Kindheit ist mehr als jedes andere Alter geeignet, treu und fleißig mit voller ausschließlicher Hingebung dem besuchenden Kapital zu dienen, fehlen doch in diesen Jahren noch die verwüstenden Leidenschaften, die später von dem ersten Beruf ablenken und in wilden Genüssen dem Unternehmer einen erheblichen Teil der Arbeitskraft entziehen.

Bedenklicherweise sind solche vernünftigen Anschauungen über den Segen der Kinderarbeit immer noch nicht zur allgemeinen Geltung gelangt, und es ist deshalb zu begrüßen, daß unser verehrter Mitbürger, der Direktor der Charité, sich der Mühe unterzogen hat, in portischem Gewande die neue Lehre zu predigen. Noch rechtzeitig vor Weihnachten werden erscheinen:

**Abgehärtete Weihnachtsmärchen
für arbeitende Kinder
von**

Geheimrat Spinola.

Da jeder Käufer des Buches als Prämie ein Freibett in der Charité erhält, so wird dieses Werk des patriotisch gesimten Mannes zweifellos die verdiente Verbreitung finden, zumal sich seine Phantasie auf den höchsten Bogen schaukelt und das Lehrhafte in den schimmernden Schleieren solider und preiswürdiger Poesie erscheint. Aus den uns gütigst zur Verfügung gestellten Aushängewollen wollen wir zur Probe das folgende stimmungsvolle Märchen mitteilen:

Der selige August.

Es war einmal eine gute und schöne Fee. Die brachte den Menschen die kleinen Kinder. Weil sie aber gut und edel war, darum ging sie immer nur zu den Armen und Armen, und gab sie auf dem dritten Hof, Seitenflügel im fünften Stock ab. Die lieben Kinder sollten eben immer hübsch Gesellschaft haben, nicht nur Eltern

und Geschwister, sondern auch diese Astermieter, Schlafbräuen und Schlafmädchen — gemüthlich haufend in einem traulich engen Raum. Und sie sollten auch frühzeitig allhand Nützliches lernen: Hunger, Siechtum und Arbeit, damit sie dann, gestählt im Kampf ums Dasein, Ruhm und Reichthum erwürben.

Es begab sich aber, daß die gute und schöne Fee das zehnte Kind zu denselbigen Eltern bringen wollte, die nichts zu beizen und zu nagen hatten. Und als sie an der Thür, durch dessen Schlüsselloch der Duft fochender Wäsche amüthig flatterte, bescheidenlich klopfte, erhob sich drinnen ein gewaltiges Schimpfen: Man habe genug Höhren, und wolle keine mehr. Und die zornigen Eltern riegelten sogar die Thür zu. Die Fee aber hatte zarte Nerven und wagte es nicht, bei den Wütenden das kleine Geschöpf abzugeben. Thränenndes Auges schlich sie mit dem Bündel die Treppe hinunter. Wie sie nun auf dem Hof war, begegnete ihr eine zweite Fee. Die fragte sie nach der Ursache ihrer Thränen, und als die andere gehört, wie übel man ihr mitgespielt, sagte sie tröstend:

„Gieb mir nur das Baby; ich werde es den Leuten schon beibringen!“
„Aber sie haben die Thüre versperrt,“ seufzte die erste Fee.
„Dann trete ich sie ein, ich habe derbe Stiefel,“ sagte die andere.

Da faßt die erste Fee Vertrauen und übergab das Kind zur Ablieferung der anderen.

Die andere Fee aber war eine böse Fee. Raun war die gute weggegangen, da verzog sie grinsend das Gesicht und sagte zu sich: „Das Balg soll es nicht so gut haben. Die oben können lange warten. Ja, mein Püppchen“ — dabei kniff sie boshaft das Balg in das Aermchen — „Du sollst an mich denken; ich werde es dem Baum eintränten.“

Da verließ die böse Fee das Haus in der Ackerstraße, barg das Kind in die Marktstraße, die sie bei sich trug, setzte sich in die Straßenbahn und fuhr weit, weit, weit. Endlich war sie am Ziel. Es war finstere Nacht, der Sturm heulte, und schaurig ächzten die kahlen Bäume der Tiergartenstraße. . . .

Bei Kommerzienrats war ein Junge geboren, August mit Namen.

Die Nacht der böshafsten Fee war geglückt. August war statt nach der Ackerstraße, wie die gute Fee gewollt hatte, nach der Tiergartenstraße verschleppt.

Gleich mit der Geburtsstunde begann für August das Glend. Er hatte für sich allein zwei große Zimmer. Eine Amme, ein Kindermädchen und eine französische Nonne bewachten ihn. Seine Wiege war wie eine Blüte von Brüsseler Spiken. Jede halbe Stunde bekam er neue Betten aus Seide und Eiderdäunen, und jegliches wurde nur einmal benützt.

Und so ging die Not weiter. August wurde dick und rosig. Jeden Tag zerbrach er für hundert Thaler Spielzeug, er fuhr und ging spazieren, jede Arbeit wurde ihm ferngehalten, dafür mußte er — nach dem Beschluß der bösen Fee — den ganzen Tag lachen, singen und umhertollen. Er war unanständig gesund und frevelhaft glücklich.

„Ein bildschönes Kind!“ sagte jeder, der August sah.
So ward August in Spiel und Freude sieben Jahre. Der Jammer dieser Lebensweise schien dem Knaben kaum noch zu ertragen. Er verzehrte sich in einer unbestimmten Sehnsucht, ohne darüber an Mündlichkeit einzubüßen.

Inzwischen hatte endlich die gute Fee von dem abscheulichen Streich erfahren, den die böse Fee ihr und dem armen August gespielt. Und eines Nachts erschien die gute Fee am Lager des Knaben, blühte ihn sanft an und flüsterte: „Unseliges Opfer eines Betruges, ich will Dich aus Deiner Not erlösen! Du sollst Deine Heimath wiedersehen! . . .“

Am nächsten Morgen war August aus der Tiergartenstraße verschwunden. Dafür war die Familie in der Ackerstraße um ein Mitglied reicher. Und hier begann für August ein rechtes, herrliches Leben, das ihn schlank machte und die unedle Nöthe von seinen Wangen löste. Früh um 4 Uhr erhob er sich von seinem Strohsack, den er mit den jüngeren Geschwistern teilte, und trat dann treppauf treppab die neuesten Zeitungen aus. Nach Hause zurückgekehrt, schmitzelte er ans Holz hübsche Tiere und bot sie nachmittags zum Verkauf aus. Des Abends und Nachts aber wanderte er durch die Aneipen, Streichhölzer, Pfeffermünzplättchen, Apfelsinen und Zimmerbreteln feilbietend. Unwillig legte er sich dann für ein paar Stunden zu Bett und harrete ungeduldig auf den Morgen, um die Arbeit wiederzubeginnen. Hatte er hier fünf da einmal ein paar Extra-Pfennige beiseite bringen können, so kaufte er sich dafür fromme Schriften und vaterländische Bücher. Augusts Thätigkeitstrieb wuchs noch, als ihm ein Kamerad gesagt hatte, daß für besonderen Eifer und Fleiß am Ende als Lohn ein Freibett in der Charité gewährt würde. Seitdem war dieses Ziel der Traum seines Ehrgeizes. Indessen dem braven Knaben sollte noch reichere Spende werden.

Weihnachten war in diesem Jahre sehr kalt. Es war heiliger Abend. Der Schnee knirschte unter den Schritten der heimwärts eifenden Menschen. August hatte heute vergeblich mit seinem Korbe die Wirtschaftler durchstreift. Niemand hatte ihm auch nur für einen Sechser abgetauft. Ohne Erlös aber mochte er nicht heimkehren. So irrte er rastlos durch die Straßen. Hinter den Fenstern flammten die Weihnachtsbäume auf und man hörte das Lachen von Kindern.

„Die Armen“, sprach August stolz, „die Fausenzer, die sich an Pfefferkuchen den Magen verderben und ihr Spielzeug mitlos zerbrechen — die wissen nicht, was Leben heißt.“

Im Hochgefühl über den inneren Reichtum seines Daseins schritt August daher. Auf einmal überkam ihn eine kleine Müdigkeit. Er ging in das nächste Haus und legte sich in den dunklen Winkel an dem prächtigen, mit eisernem Rankenwerk überitterten Glaspokal.

Hier entschlummerte er, den Kopf am erstarrenen Arme, und der Frost lag an der Wärme seines Bluts.

Wohl nach einer Stunde betrat ein Herr das Haus, fest in seinen Pelz gehüllt, in beiden Händen vielerlei Pakete.

Er sah den schlafenden Knaben in der Ecke und beugte sich über ihn.

„Oui! Tot! . . . Vermutlich erfroren! Ein fleißiger, pflicht-treuer Knabe, der mitten in der Erwerbsarbeit seinen Tod fand. . . Fürwahr, ein seliges Ende. Wenn er nicht zufällig gestorben wäre, würde er vielleicht noch einmal Branereidirektor geworden sein. . .“

Joc.

Kleines Reuillon.

— **Moland.** Nun haben wir ihn begraben, an einem Tage voll Manneß köstlicher Frische, voll Sonne; draußen hinter Friedrichsfelde, auf dem Friedhofe, der einem stillen Parke ähnlich; nicht weit von unserem Jacobey, dem er nur in einem glück: In der Treue, in der Fähigkeit. Es war kein Schaubegräbnis. Wenige Freunde, zahlreiche Genossen umstanden die Grube. Nicht schreiender Schmerz weinte am Sarge, leise glitt die Fähr, sie sprach von innigen Gedanken.

„Das Salzstöhner Seyperl, ach, die krummen Fiß!“ sagten einst die Frauen in München. Aber der Vater tröstete: „Läß nur sein, mein Bub, das wächst sich schon aus!“ Und es wuchs sich aus . . . Das gütige Gesicht, das dem Knaben auf jede Wunde lindernden Balsam strich, es blieb dem Manne getreu. Und fehlte einmal die helfende Hand, der Tröster Humor schwand ihm nie . . . Neber eines hätte er gelacht, wenn er es hätte sehen können: Neber die vielen Angst- und Trauer-Butten, die um sein Grab glänzten. „Bin ich denn ein Mauthsänger gewesen?“ hätte er gefragt, „oder war ich ein Feuerfresser?“ Ein Künstler wollte er werden, ein Künstler sein. Er ist ein Proletarier geblieben, wie wir alle. Er war ein treuer Kamerad, ein tapferer Genosse; er konnte beides sein, weil er ein guter Mensch gewesen. —

Musik.

Beim Verfolgen eines Musiklebens wie des unrigen und ins- besondere bei dem Bemühen, das Wertvollere in ihm vor dem Wert- loseren zu bevorzugen, gerät man leicht in die so recht undemokratische Versuchung, dem, der schon viel hat, noch mehr zu geben, und dem, der noch wenig hat, auch sein Weniges wegzunehmen. Neben den allbekanntesten Konzerten mit zweifellos guten Darbietungen sind unsere Abende und auch Mittage erfüllt mit Darbietungen weniger bekannter Qualität, die alle zu verfolgen unmöglich ist, die aber teils manches Reize und Würdige, teils manche Reime dazu enthalten. Ob Herr Dr. Theodor Lierhammer aus Wien, der jüngst als ein hier noch ganz Unbekannter ein typisches Programm sang, dereinst zu den Großen gehören wird, denen das Publikum und die Direktoren nachlaufen, ist schwer zu sagen. Aus der ersichtlich großen Sorgfalt, mit der er seine Stimme geschult hat und verwendet, läßt sich für die Zukunft das Beste ver- muten; gegenüber seiner verhältnismäßig trockenen Stimme und Ausdrucksweise wird noch mancher Zweifel berechtigt. Seine Sangesart ist weit entfernt von der im schlechteren Sinne des Wortes italienischen Art, bei der die Fülle des Vokalanges über das Wort hinwegflutet: unser Sänger hütet den Gesamtklang des Wortes so sehr, daß manchmal fast mehr ein Sprechton als ein Sington herauskommt. Namentlich in der Befangenheit des Anfangs störte dieser Eindruck. Bald aber zeigte sich ein schöner, nur eben nicht sinnlich befriedigender echter Varyton, der über eine gute und weite Tiefe verfügt, wemgleich die höheren Lagen metallischer klingen. Daß jedoch ein Stimmbildungs-mangel dem Sänger und seinen vermutlich sehr tüchtigen Lehrern unbemerkt zu bleiben schien, ist doch sehr auffallend: die mäßigvolle und laute Atmung, mit der fast jede Phrase eingeleitet wird. Im übrigen aber können wir die Tragfähigkeit der Stimme (bestätigt durch einen Wechsel unseres Places), die richtige Vokalbildung und auch sonst gute Aussprache und die Weichheit des Ansatzes rückhaltlos rühmen. Weich ist überhaupt dieser Gesang durchaus; dramatische Gewalt kam im Vortrag der ausgewählten Lieder von 13 Komponisten (auch eines italienischen und einiger französischer) nicht eben zum Vorschein; Schuberts „Der Tod und das Mädchen“ erschien uns am gelungensten, schon weil dieses Lied so sehr der fried- lichen Nähe bedarf, die dem Konzerteigentümer eigen ist. Rechnen wir noch die Begleitung durch Herrn C. W. Vos hinzu, und erwähnen wir, daß das Publikum allmählich sehr animiert wurde und dem Sänger zwei Zugaben ermöglichte, so können wir von einem wohl- gelungenen Abend sprechen. Wir wünschen dem Sänger eine glück- liche Fortsetzung seiner Studien und eine Ausdauer, die ihm schließ- lich doch auch die — diesmal anscheinend voreilig abgeschreckte — Kritikerwelt erobern muß.

Das bunteste Gut und Schlechtes erleben wir meistens bei

den Solisten, die sich als solche für ein Chorwerk zur Ver- fügung stellen. Als neulich der gut klingende und gut ge- schulte Pfarrschmidische Chor den ewig schönen „Messias“ von Händel, ausführte, konnten wir uns auch der sympathischen echten Altstimme von Fr. A. Friedrichowicz erfreuen, der wir eine Weiterbildung von Herzen wünschen, und ebenso des Tenors von H. Grahl, der freilich mehr baritonale klingt und, wie bei den allermeisten mit Chor singenden Solisten, in der Höhe nicht genug milde ist. Fr. S. Schröders Sopran und Fr. Franks' Bass bedürfen aber noch einer elementaren Bildung, die die Töne vor allem fest sitzen macht.

Ungern veräumte ich bereits den zweiten, wohl den schönsten der drei Teile jenes Werkes, um wieder einmal einen unserer treff- lichsten Künstler des Sprechtones zu hören, den Rezitator Max Lauxence. Sprechton und Sington fallen keineswegs unter so sehr verschiedene Betrachtung, wie man meistens glaubt. Herrn Dr. Lierhammers weicher Ansatz und seine Wahrung der Mitte des Klanges in allen Momenten wären auch Vorzüge eines Sprechkünstlers. Herr Laurentz legt seine Vokale oft etwas hart an (mit sogenanntem Glottisschlag) und läßt seine Stimme in dramatisch gewaltigen Momenten rau werden — beides für die Konservierung der Stimme gefährlich. Ziehen wir jedoch diese Mängel ab, so bleibt eine muster- hafte Kunstleistung übrig, in welcher vor allem immer wieder der Reichtum an Farben auffällt, der zur Verjüngung der verschiedenen poetischen Inhalte angeboten wird. —

—sz.

Kulturgehichtliches.

k. Mittelalterliche Metzgehonorare. Wie die Metzger im Mittelalter in der Mark Brandenburg honoriert wurden, erzählt Dr. Viebalsch in dem neuen Heft der „Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte“. Die Honorare scheinen demnach sehr ungleich gewesen zu sein. Der Arzt Friedrichs II. Dr. Meurer erhielt ein Jahrgehalt von 100 Fl., während der Arzt Conrad Viel vom Markgrafen Johann das doppelte Gehalt bezog. Die Hofärzte erhielten außerdem noch Freihäuser in der Residenz. Die Privatpraxis scheint sehr wenig eingebracht zu haben. Ein Arzt, der einen Hirten behandelte, den Bauernjungen beim Nausen „am Feuer gebraten“ und schwer verletzt hatten, erhielt für seine Mühe 2 Fl. Einen mißhandelten Priester zu Zangermünde wurden 13 Fl. als Schmerzensgeld zugewiesen, von denen er auch den Arzt bezahlen sollte. Er wird also wohl auch nicht viel bekommen haben. Der Adlerasser Meister Dirck erhielt meist 6 Sch., einmal 1 M., ein andermal 11 M. für Heilung des Profbes. Mit der Auszahlung des Lohnes hapert es aber dabei noch manchmal. Ein Brandenburger Wundarzt, Meister Hans Französer, klagt einmal den Metzgerlohn beim geistlichen Gericht ein. Ein märkischer Edelmann Oppen ver- langt ein andermal von einem Arzt das ihm gegebene Geld zurück, da seine Krankheit nicht geheilt worden wäre. —

Aus dem Tierleben.

— **Heuschrecken und Ameisen.** Neber die Zerstörungen, die die Heuschrecken und Ameisen in den Urwäldern Africas anrichten, macht der englische Zoologe C. P. Stebbing in der Zeitschrift „Nature“ einige interessante Mitteilungen. Die größten Ver- änderungen werden in Urwäldern von Heuschrecken und weißen Ameisen, den Termiten, hervorgerufen, aber während die Heuschrecke alles vernichtet, was ihr in den Weg kommt, greift die Termitte eigentümlicherweise nur erkrankte oder im Absterben begriffene Bäume an, läßt dagegen gesunde Bäume in allen Fällen voll- kommen unberührt. Die Heimat der Heuschrecken sind meist weite, sandige Gebiete, in Indien z. B. die Wälder Malak- putana's, des Sind und des Pendschab. Sowie diese weiten Sandwälder indessen bepflanzt werden, werden die Heuschrecken ver- drängt. Die Thätigkeit der Termitte ist vielfach eine segensbringende; sowie ein Baum absterbende Nests hat, — und es ist ganz einerlei, in welcher Höhe dieselben sich befinden — zunächst die Termitte dieselben mit unfehlbarer Sicherheit aus und zernagt sie in kürzester Zeit vollständig. Das Zerstörungswerk der Ameisen geht nie weiter, als bis zu der Stelle, wo das Kranksein des Astes anfängt, sie ver- wandeln ihn, indem sie für die zerfressene Stelle fortwährend Erde wieder ansetzt, in eine schlammige Masse, die bald durch ihr eigenes Gewicht herabstürzt und fruchtbaren Humus bildet. So wirkt die Termitte, ähnlich wie der Regenwurm, beschleunigend auf die Zer- setzung und Befruchtung des Bodens. —

Humoristisches.

— **Am 1. Januar 1900.** Sie: „Männchen, ich muß not- wendig einen neuen Hut haben! Ich kann diesen unmöglich weiter tragen!“

Er: „Warum denn nicht — er ist ja fast ganz neu, und Du warst doch so entzückt davon!“

Sie: „Du wirst mir doch nicht zumuten, daß ich mit einem Hut aus dem vorigen Jahrhundert über die Straße gehe?“ —

— **Zwei Freunde.** Hans hat in der Wohnung seines Freundes Pepi ein Fenster eingeworfen und wird vom Vater des Pepi verfolgt. „Lauf durch den Dreck!“ ruft Pepi dem Hans zu, „der Vater hat Fußschuh an!“ — (Krieg. Bl.)

— **Stilbüte.** Anna Hubaczel ist eine vor innerer Blut sich selbst verzehrende, lebende Fadel der Frauenrechte. . .